

Die Pastoralen Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung

- Entschließung des Diözesanrates im Erzbistum Berlin im Rahmen der Konsultation zur Vorbereitung der 3. außerordentlichen Vollversammlung der Römischen Bischofssynode 2014 -

Stralsund / Berlin im November 2013

1. Der Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum kommt mit großer Freude und Dankbarkeit der von unserem Erzbischof weitervermittelten Bitte von Papst Franziskus nach, in Vorbereitung der 3. Außerordentlichen Bischofssynode zu den „pastoralen Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung“ freimütig eigene Einschätzungen vorzutragen. Damit wird der ‚**Glaubenssinn**‘ (*sensus fidelium*) **jeder und jedes Getauften** zu Gehör gebracht. Natürlich kann der ‚Glaubenssinn‘ des Volkes Gottes niemals das Lehramt der Kirche und die Verantwortung von Papst und Bischöfen ersetzen. Gleichwohl wirkt es im Sinne des Gemeinsamen Priestertums aller Getauften und Gefirmten am dreifachen Amt Christi und damit an der Trias des Heiligens, des Leitens und der Lehrens unterstützend mit (LG 10, LG 32f).
2. Die Ortskirche von Berlin hat sich vor gut zehn Jahren im Rahmen des vom damaligen Erzbischof initiierten **Pastoralforums** auch mit der von Papst Franziskus festgesetzten Thematik für die außerordentlichen Bischofssynode ausführlich beschäftigt. Die Fragen, die Papst Franziskus mit dem Vorbereitungsdokument der gesamten Weltkirche stellt, bestätigen unseren Eindruck, dass die Problematik etwa der Zulassung der (zivil wie-derverheirateten) Geschiedenen zu den Sakramenten, des Sinns und der Gestaltung der ehelichen sowie der vor- und außerehelichen Sexualität, der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften einschließlich ihrer Verantwortung für die in diesen Gemeinschaften lebenden Kinder usw. keinesfalls pastorale Sondersorgen einer kleinen Teilkirche sind, sondern in vielen Ortskirchen nach wahrhaft lebensdienlichen und darin evangeliumsgemäßen Antworten und Lösungen drängen. Der Diözesanrat möchte – auch unter Bezugnahme auf die zurückliegenden Beratungen und Beschlüsse des diözesanen Pastoralforums – auf einige dieser Fragen seine Sicht der Problematik skizzieren.
3. Über die **Verbreitung der Heiligen Schrift und des Lehramtes in Bezug auf die Familie** lässt sich nur schwer eine generelle Aussage treffen. Gleichwohl kann davon ausgegangen werden, dass die hohe Bedeutung und Wertschätzung, die sowohl die Heilige Schrift als auch das kirchliche Lehramt der Familie als Keimzelle der Gesellschaft wie auch der Kirche („Hauskirche“) zumisst, den Gläubigen nicht nur bekannt ist, sondern von ihnen grundsätzlich anerkannt wird. Der Einsatz der Gläubigen in Kirche und Gesellschaft für die Förderung und Unterstützung von Familien und ihren besonderen Bedürfnissen unterstreicht dies eindrücklich. Schwierigkeiten entstehen dann, wenn sich die Lehre der Kirche nicht gegen bestimmte Vorstellungen von Familie, die den Traditionen der Heiligen Schrift zugeschrieben werden, ausdrücklich abgrenzt und damit einer unkritischen Übernahme zeitbedingter Vorstellungen von Ehe und Familie Vorschub leistet. Das gilt beispielsweise für die Bezugnahme auf die sogenannten „Haustafeln“ der neutestamentlichen Apostolischen Briefe (vgl. Eph 5,21-6,9; Kol 3, 18-4,1; 1Tim 2,8-15; 1Petr 2,13-3,7). Das in ihnen transportierte Modell einer patriarchalen Großfamilie mit ihren strengen Unterordnungen der Frau unter den Mann, der Kinder unter die El-

tern oder der Sklaven unter ihre Herren mag in der antiken Gesellschaft eine breite Zustimmung erfahren haben. In unserer heutigen Gesellschaft stoßen solche Modelle auf entschiedenen Widerspruch – nicht zuletzt unter Bezugnahme auf die Aufhebung aller Ungleichheiten und Ungleichbehandlungen von Juden und Griechen, Freie und Sklaven, Mann und Frau (Gal 3,28). Wie die Gesellschaft insgesamt nehmen auch viele Gläubige sehr sensibel wahr, wie die Kirche mit diesen heute befremdlichen Aussagen der ‚Hus-tafeln‘ umgeht. Daran messen sie die Glaubwürdigkeit der Kirche und ihres Lehramtes in Fragen von Ehe und Familie.

4. Sofern der **Begriff des Naturrechts** überhaupt noch geläufig ist, werden mit ihm zwei Bedeutungen verbunden: Bestimmte Regelungen und Ordnungen des zwischen-menschlichen Zusammenlebens (und damit auch des Zusammenlebens in Ehe und Familie) entspringen dem Wesen eines Sachverhaltes (‚der Natur der Sache‘) und sind somit einer beliebigen Veränderung- bzw. Verfügungsgewalt entzogen. *Was* das unver-änderbare Wesen eines Sachverhaltes ist, *was* also der ‚Natur der Sache‘ entspricht, er-schließt sich – und dies ist die zweite Bedeutung des Naturrechts – der **menschlichen Vernunft**. Wenn die Kirche ihre Lehre von **Ehe, Familie und menschlicher Sexualität** auch naturrechtlich begründet, unterstreicht sie zurecht ihren Anspruch, dass deren Wesenskern nicht nur für Christen, sondern für alle Menschen guten Willens verständ-lich gemacht werden und deshalb auch in einer plural verfassten Gesellschaft Gültigkeit beanspruchen kann. Umgekehrt wird die Plausibilität zu einem wichtigen Maßstab für die Akzeptanz der kirchlichen Lehre. Dies erfordert von der Kirche die Bereitschaft, die eigene Lehre zu präzisieren, wenn neue Erkenntnisse die Neubeurteilung eines Sach-verhaltes im Lichte des Evangeliums erforderlich machen.

In diesem Sinne hat das Lehramt der Kirche im Gefolge des 2.Vatikanischen Konzils auch das **Zueinander von Mann und Frau** in der ehelichen Gemeinschaft präzisiert: Während die Enzyklika *Casti connubii* eine Ordnungsstruktur von Ehe und Familie bekräftigt, die „sowohl den Vorrang des Mannes gegenüber der Gattin und den Kindern als auch die freiwillige und nicht widerwillige Unterwerfung und Folgsamkeit der Gat-tin“ (mit Verweis auf Eph 5,22f) herausstellt (vgl. DH 3708), betont die Enzyklika *Famili-aris consortio* die fundamental gleiche Würde von Mann und Frau: „Indem Gott den Menschen ‚als Mann und Frau erschuf‘, schenkte er dem Mann und der Frau in gleicher Weise personale Würde und gab ihnen jene unveräußerlichen Rechte und Verantwort-lichkeiten, die der menschlichen Person zukommen.“ (FC 22) Deshalb erfordert die „echte eheliche Liebe“ vom Ehemann die „hohe Achtung vor der gleichen Würde der Frau (FC 25 mit Verweis auf den heiligen Ambrosius: „Du bist nicht ihr Herr, sondern ihr Mann; sie ist dir nicht zur Sklavin gegeben, sondern zur Gattin.“) Zugleich wird ver-ständlich, dass sich Frauen heute nicht *unbefragt* auf die Rolle einer Gattin und Mutter festlegen und begrenzen lassen wollen. Diese Einsicht verdankt sich vermutlich auch der Frauenbewegung, die das kirchliche Lehramt zu Recht als *Zeichen der Zeit* bezeich-net hat.

5. Zum unwandelbaren **Wesenskern einer christlichen Ehe** gehört ihre **Unauflöslichkeit**. Wer nicht nur ein vertragliches Band, sondern vor allem einen *Bund fürs Leben* schließt, wird dies, wenn er sich selbst als ‚Bündnispartner‘ ernst nimmt, immer mit der festen Absicht der Unbedingtheit und folglich auch der Nichtbefristung tun. Auf diesen schon anthropologisch einsichtigen inneren Zusammenhang von Lebensbund und Unbedingt-heit muss immer wieder hingewiesen werden. Das Besondere einer christlichen Ehe be-

steht darüber hinaus im Vertrauen, dass diesem Verlangen nach Unbedingtheit eines Lebensbundes zwischen Frau und Mann der unverbrüchliche Beistand Gottes zugesagt ist: Dass Eheleute auf diesen unbedingten Beistand Gottes setzen dürfen, macht sie selbst zur Unbedingtheit ihres Ja zum Anderen fähig; einer Unbedingtheit, die bei den Ehepartnern ‚nicht unter sich bleibt‘, sondern über sie hinausführt und sich auf andere hin öffnet. Darin besteht im Kern die **Sakramentalität** der Ehe: Sie ist Zeichen und Werkzeug für die heilsame Gegenwart Gottes in dieser Welt. Sie ermöglicht einen ‚Aufbruch in Zuversicht‘. Deshalb ist es sehr zu bedauern, dass selbst viele Gläubige die heilsam-befreiende Dimension einer christlichen Ehe, die unter diesem Zuspruch Gottes für sich und andere leben kann, nicht mehr im Auge haben, sondern deren Sakramentalität eher als beengendes, ja manches Mal sogar als bedrohliches Korsett erleben. Es ist deshalb dringend zu wünschen, dass Lehre und Pastoral der Kirche dieser Dimension einer christlich gelebten und darin sakramentalen Ehe besondere Aufmerksamkeit widmet.

6. Der Zuspruch der heilsamen Nähe Gottes, der sich im Sakrament der Ehe den Eheleuten für sie und andere mitteilt, bietet freilich keine Garantie für den Dauerbestand zwischenmenschlicher Liebe und wechselseitiger Verantwortung. Wie jeder Mensch gegenüber dem Bund Gottes mit jedem einzelnen von uns scheitern und sich so verschulden kann, so ist auch jeder Bund fürs Leben von Misslingen und Scheitern bedroht. Nur selten mag dies Ausdruck einer Leichtfertigkeit sein, im Gegenteil: Jedes Scheitern ist mit tiefem Schmerz verbunden. Einige Gläubige wagen nach solchen Brüchen mit einem anderen Partner einen Neuanfang und schließen zivil einen neuen Bund fürs Leben. Sie bemühen sich um eine Verbindlichkeit und Verlässlichkeit, wie sie auch für eine Ehe typisch sind. Deshalb sehnen sich **zivil wiederverheiratete Geschiedene** nach der Gemeinschaft der Glaubenden, die sie an der Erfahrung der heilsamen Nähe und Lobpreisung Gottes auch in der Liturgie, also an der Feier der Sakramente teilhaben lässt. Es wäre vermessen, diese Sehnsucht voreilig als Wunsch nach einer ‚billigen Gnade‘ abzuqualifizieren. Natürlich ist jeder Einzelfall sorgfältig zu prüfen. Aber das Mitfeiern der Sakramente ist keine Belohnung, die man sich durch vollendete Rechtschaffenheit erst verdienen müsste. Die (Mit-)Feier der Sakramente ist Quelle für eine Lebensführung, die sich – gerade mit der Erfahrung eigenen großen Scheiterns im Rücken – erneut auf den Weg macht, unbedingte Verantwortung und Verbindlichkeit mit und für einen neuen Lebenspartner sowie gegebenenfalls für eine neue Familie zu übernehmen. Aus dieser Erfahrung heraus können sie sogar besser über ihr Scheitern, ja sogar über mögliche Schuld sprechen. Denn sie erfahren durch die sakramentale Gemeinschaft als erstes Gottes unbedingte Liebe zu jeder und jedem einzelnen von uns – vor aller Leistung und trotz aller Schuld.

In dieser Situation muss die Pastoral der Kirche, wie unser emeritierte Papst Benedikt XVI. vor gut drei Jahrzehnten gefordert hat, „stärker von der Grenze aller Gerechtigkeit und von der Realität der Vergebung sich bestimmen lassen; sie darf den hier in Schuld geratenen Menschen nicht einseitig disqualifizieren gegenüber anderen Formen der Schuld. Sie muss sich der Eigentümlichkeit des Glaubensrechtes und der Glaubensrechtsfertigung deutlicher bewusst werden und neue Wege finden, auch demjenigen die Gemeinschaft des Glaubens offen zu halten, der das Zeichen des Bundes nicht in seinem vollen Anspruch festzuhalten vermochte.“ Die neuerliche Feier der Ehe wird ihnen verschlossen bleiben müssen; man kann das Eheversprechen, wenn man es ernsthaft bedenkt, nicht beliebig oft wiederholen, wenn es nicht selbst beliebig werden soll. Gleichwohl besteht der dringende Wunsch nach Wegen, die den zivil wiederverheiratet

Geschiedenen die Teilhabe an der feiernden Gemeinschaft der Glaubenden ermöglicht. Viele Gläubige verstehen nicht, warum die Zulassung etwa zum Sakrament der Eucharistie die Gläubigen bezüglich der Lehre der Kirche über die Unauflöslichkeit der Ehe in „Irrtum und Verwirrung“ (FC 84) stürzen würde. Umgekehrt sehen sie in der Verweigerung eher einen Akt, der die zentrale Botschaft des Evangeliums „Deus caritas est“ verdunkelt.

Darüber hinaus können neben pastoralen Gesprächen „auch bestimmte liturgische Formen geeignet sein, den Schmerz der Trennung, die eigene Schuldverstrickung wie möglicherweise die Klage über die erlittenen Verletzungen vor Gott zu bringen und seiner heilenden Macht anzuvertrauen. Solche Gottesdienste werden gelegentlich ‚ScheidungsLiturgien‘ genannt. Dies ist irreführend. Denn in diesen Gottesdiensten wird nicht geschieden, sondern die Trennung beklagt und betrauert sowie um Kraft und Vergebung gebetet.“ (Pastoralforum; Beschluss KiNo, 2.2.2.3)

7. In der Ortskirche Berlins lebt eine beträchtliche Anzahl von Frauen und Männern, die mit ihrer **Homosexualität** in der Kirche glauben und leben, ohne ihre Sexualität zu verbergen und zu unterdrücken. Homosexualität wird unterschiedlich bewertet: Den einen gilt sie als eine moralisch nicht erlaubte Form menschlicher Sexualität, da homosexuelle Handlungen die volle geschlechtliche Polarität sowie die Zeugung von Nachkommenschaft ausschließen. Andere hingegen vertreten die Auffassung, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften als Ausdruck tiefer personaler Liebe eine eigene Wertigkeit und Würde besitzen. Zudem verstehen viele Gläubige nicht, wie eine homosexuelle Orientierung respektiert, deren Erleben aber moralisch diskreditiert werden soll. Zudem werden sie gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften, auch wenn sie ihr nicht gleichgestellt sind, nicht als Abwertung, sondern sogar als Wertschätzung der Ehe zwischen Mann und Frau, da sie ähnliche Verbindlichkeiten und Verantwortlichkeiten anstreben und zu verwirklichen sich bemühen, wie sie für die Ehe konstitutiv sind. Genau darin sind gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften ernst zu nehmen - insbesondere dann, wenn in ihnen Kinder leben, die von einem Lebenspartner entweder als leibliche oder als adoptierte **Kinder in die Lebensgemeinschaft** miteingebracht werden. Auch diese Kinder haben einen Anspruch auf Empfang und Unterweisung des Glaubens sowie auf die volle Einbeziehung in die kirchliche Gemeinschaft. Eine pauschale Zurückweisung der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaft ihrer Eltern bzw. ihrer Mutter oder ihres Vaters dürfte den Zugang der betroffenen Kinder zur Gemeinschaft der Kirche erheblich erschweren.
8. Die **Wirklichkeit familiärer Lebensformen** ist sehr vielfältig: Sie reicht von der ehebasierten Kleinfamilie mit ‚kindlichen‘ bzw. jugendlichen Kindern über Einelternfamilien, mehrgenerative Großfamilien, freundschafts- bzw. nachbarschaftsvernetzte Wahlverwandtschaften bis zu Familien, die erwachsene Kinder mit ihren (pflegebedürftigen) alten Eltern leben. Die Gründe, warum die sich in den letzten zwei Jahrhunderten etablierte ehebasierte Kleinfamilie heute nicht mehr die Regel darstellt, sind vielschichtig. Von einem Verfall familiärer Bindung zu sprechen würde dem oftmals hohen Maß an Verbindlichkeit und Verantwortungsbewusstsein in den unterschiedlichen familiären Lebensformen nicht gerecht. „Und selbst bei den Familienformen, bei denen die Partnerschaft der Morallehre der Kirche nicht entspricht, ist es notwendig, die Ebene der Partnerschaft und die Ebene der Familie zu unterscheiden. Vorbehalte dürfen nicht die Familie als ganze treffen.“ (Georg Kard. Sterzinsky) Deshalb gilt es, die Menschen,

die in familiären Lebensformen dauerhaft belastbare Verantwortung füreinander übernehmen und so Keimzellen für Kirche und Gesellschaft bilden, bei der Bewältigung ihrer manchmal schwierigen Aufgabe der Erziehung und der solidarischen Begleitung anderer ‚mit Rat und Tat‘ zu unterstützen.

9. Die **Enzyklika *Humanae vitae*** wird von den meisten Gläubigen im Wesentlichen als Verbot der sogenannten ‚künstlichen Empfängnisverhütung‘ wahrgenommen. Die Aussagen der Enzyklika über verantwortete Elternschaft (HV 16) usw. geraten damit bedauerlicherweise oftmals aus dem Blick. *Humanae vitae* entfaltet selbst bei Gläubigen, die sich in hohem Maße mit der Kirche identifizierten, kaum eine orientierende Kraft. Die Akzeptanz der Lehre von *Humanae vitae* wird besonders durch zwei Sachverhalte erschwert:

Zum einen hat sich die gelehrte und verkündete Sexualmoral zu sehr auf die genitale Sexualität konzentriert und hier nochmals auf Verbote fokussiert. Damit gerät die ganze Bandbreite des Sinns und der Gestaltung menschlicher Sexualität aus dem Blick: sie beschränkt sich nicht nur auf das generative Moment der Arterhaltung (wie beim Tier), sondern trägt mit der Vielfalt geschlechtlicher Ausdrucksformen zur persönlichen Identitätsbildung (‚geschlechtliche Selbstfindung‘) und zum Aufbau gelungener zwischenmenschlicher Beziehungen insgesamt bei. Diese Lehr- und Verkündigungspraxis hat viele Gläubige bis in die Gegenwart in tiefe, oftmals lebenslange Konflikte geführt und bedrückende Schuldgefühle erzeugt. Das hat dazu geführt, dass „in unverhältnismäßiger Weise kirchliche Regelungen absolut gesetzt und die konkrete Situation des einzelnen nicht gesehen wurde oder Menschen in ihrem Konflikt oder in ihrer Verantwortung nicht ernst genommen wurden und harte Worte des Beichtvaters über sich ergehen lassen mußten.“ Solche Worte sind „Missbrauch des Namens Gottes durch Amtsträger der Kirche“ (Kath. Erwachsenenkatechismus). Zum anderen ist vielen Gläubigen nicht verständlich, dass jeder ehelicher Akt auf die Zeugung hin offen sein muss. Zwar bejahen sie grundsätzlich die Hinordnung ehelicher Sexualität auf die Zeugung von Nachkommenschaft. Gleichwohl sehen sie darin nicht den einzigen sinnstiftenden Aspekt menschlicher Sexualität, der in jedem geschlechtlichen Akt prinzipiell verwirklicht werden können muss. In diesem Zusammenhang verstehen sie nicht den für eine moralische Bewertung qualitativ bedeutenden Unterschied zwischen ‚natürlichen‘ und ‚künstlichen‘ Methoden der Empfängnisregelung. Sie verstehen nicht, warum das bewusste Ausnutzen der unfruchtbaren Zeiten moralisch grundsätzlich anders zu beurteilen ist als der Einsatz von Kondom oder ‚Pille‘. Denn in beiden Fällen beabsichtigen die Eheleute bewusst den Ausschluss einer Empfängnis. Und in beiden Fällen werden (Kultur-)Techniken zum Einsatz gebracht, die auf den naturwüchsigen Verlauf sexuellen Verlangens einwirken und ihn gestalten.

Dagegen herrscht Konsens, dass sich alle Methoden der Empfängnisregelung daran messen lassen müssen, ob sie das Wohl der Frauen und Männer gleichermaßen respektieren. Die Achtung vor der Würde von Frauen und Männern verlangt, dass die Last der Empfängnisregelung nicht einseitig auf die Frauen verteilt wird oder das Erleben ihrer spezifischen Sexualität erschwert. Grundsätzlich ausgeschlossen sind alle abortiven Methoden. Zudem sind Empfängnisregelungen, deren Methoden – ob natürlich oder künstlich – letztlich beabsichtigen, die Frau für den Mann sexuell verfügbar zu halten, ebenso wenig mit der Würde der Frau zu vereinbaren wie Methoden, die gesundheitliche Beeinträchtigungen der Frau zur Folge haben. Viele Gläubige erwarten eine Sexu-

almoral, die nicht die Triebnatur des Menschen, sondern personale Liebe in der Beziehung zwischen zwei Partnern in den Mittelpunkt stellt. Nur so scheint es möglich, gegen die wachsende Trivialisierung und Instrumentalisierung menschlicher Sexualität in vielen Bereichen der Gesellschaft wie Wirtschaft, Werbung und Medien anzugehen. Nicht zuletzt ist eine aufgeklärte und beziehungsorientierte Sexualmoral ein wichtiger Beitrag, den vielfältigsten Formen sexueller Gewalt besonders gegen Kinder und Jugendliche Einhalt zu gebieten.